

GESPRÄCHSSTOFF:
ARCHITEKTUR

WAS
ARCHITEKTUR
HEUTE LEISTEN
MUSS:
INTERKULTURELL
INTERNATIONAL
INTERDISZIPLINÄR

Pure Freude an Wasser

GROHE


kister scheithauer gross architekten und stadtplaner GmbH

Prof. Susanne Gross

Professor Susanne Gross (Jahrgang 1960) wurde in Marburg/Lahn geboren. Von 1979 bis 1986 studierte sie Architektur an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule in Aachen (RWTH). Von 1986 bis 1989 war sie im Büro Prof. J. Schürmann in Köln und im Büro Skidmore, Owings & Merrill in London tätig. Von 1990 bis 1994 machte sie ein Aufbaustudium und wurde Meisterschülerin mit Auszeichnung an der Kunstakademie in Düsseldorf. Von 1990 bis 1997 war sie wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Städtebau der RWTH Aachen. Seit 1997 ist Professor Susanne Gross Gesellschafterin bei kister scheithauer gross architekten und stadtplaner gmbh. Von 2001 bis 2003 nahm sie eine Lehrtätigkeit an der Akademie für Baukunst in Maastricht auf. Seit 2004 hat sie eine Professur für Entwerfen und Gebäudekunde an der Bergischen Universität Wuppertal.

Zu den wichtigsten Projekten des Büros zählen die Doppelkirche Maria-Magdalena, Freiburg, das Bernhard-Nocht-Institut, Hamburg, und die Synagoge am Weinhof, Ulm.





WAS MUSS
ARCHITEKTUR
HEUTE
LEISTEN?

Architektur muss heute einen gesellschaftlich relevanten Beitrag leisten, über Technik und Ökonomie hinaus. Und sei es nur, ein kleines Haus richtig in den baulichen und zeitlichen Kontext zu stellen.

ES GIBT EINE NOCH NICHT AUSREICHENDE BESCHÄFTIGUNG MIT DER ÄSTHETISCHEN NACHHALTIGKEIT.

GROHE: So, wie wir vielen Ihrer Gebäude entnehmen konnten, haben Sie bei Kister Scheithauer Gross Architekten und Stadtplaner einen starken Bezug zur Tradition. Was bedeutet Tradition für Sie?

Prof. Susanne Gross: Mich interessiert der Teil der Tradition, der mit Qualität verbunden ist. Natürlich gibt es grundsätzlich viel Tradition, auch von Bauten fragwürdiger Qualität. 2013 haben wir bereits 60 Jahre hinter uns, in denen es zwar Tradition, aber weniger Qualität gab. Es gibt bestimmte Epochen, wie zum Beispiel die 70er oder auch die 80er, 90er Jahre, die mit Qualität nicht viel zu tun hatten, die einfach nur auf Produktion von Bauwerken ausgerichtet waren. Man kann dies nicht nur mit der Notwendigkeit des raschen Wiederaufbaus der kriegszerstörten Städte begründen. Es hat sich – nicht unmittelbar in der Nachkriegszeit, sondern eher seit den 70er Jahren – auch eine Tradition der architektonischen Banalität herausgebildet. Auf diese wollen wir uns nicht beziehen, sondern auf bestimmte andere Epochen, wie zum Beispiel Bauten vornehmlich aus den 50er und 60er Jahren. An manchen Bauten dieser Zeit ist häufig eine gewisse Frische abzulesen, eine Unbekümmertheit. Die Flugdächer schwingen sich weit hinaus in den Straßenraum, und die Gebäude haben charakteristische formale Merkmale, ohne affektiert zu sein. In meinen Augen waren das sehr gute Zeiten in der Architektur. Und ich habe den Eindruck, dass die Architektur in den letzten zehn Jahren wieder besser wird. Ich weiß nicht genau, woran das liegt. Vielleicht am Wettbewerbssystem oder auch an der Anonymität der Wettbewerber. Es mag auch an der Internationalisierung liegen und damit an der größeren Konkurrenz der Arbeiten, die bei einem Wettbewerb eingereicht werden.



Wenn man beobachtet, dass die Halbwertszeit von zeitgenössischer Architektur bei manchen Bautypologien sukzessive sinkt, dann stellt man sich die Frage, was in der Architektur besser geworden ist?

Es geht bei der von mir vermuteten Qualitätssteigerung weniger um sich wiederholende Bautypologien im Wohnungsbau, als um öffentliche Bauten und um deren Umgang mit dem Ort, an dem sie entstehen. Wenn beim Kölner Opernhaus des Architekten Wilhelm Riphahn in den 50er Jahren die Balkone über viele Meter weit in den Platz hinausragen, so ist dies ein Zeichen einer großen Geste in den öffentlichen Raum hinein. Wenn das Museum Kolumba, knapp 200 Meter entfernt, und etwa ein halbes Jahrhundert später vom Architekten Peter Zumthor gebaut, auf den Ruinen einer zerstörten Kirche aufgebaut wurde, so zeigt dies gerade darin die gleiche Wertschätzung für den öffentlichen Raum, in der Beschränkung auf ein vorgegebenes Grundstück. Beide Bauten, vis-à-vis zueinander, liefern für ihre Zeit erstklassige Beispiele für den Umgang mit öffentlichem Raum.

Wir zitieren einen Satz aus einer diesjährigen Architektur-Fachzeitschrift: „Ein Gebäude zu bauen, das mit seinen Charakteristika von Raum und Funktionalität die Chance hat, die Altersgrenze von 30 bis 40 Jahren zu überstehen, wäre heute schon ein Sieg“. Können Sie dem zustimmen?

Ihre Frage betrifft eher die technische Seite eines Bauwerkes, jedoch kann ich Ihnen auch hierin nicht zustimmen. Es ist eine Übertreibung, bei Gebäuden von einer Altersgrenze von 30 Jahren zu sprechen. Ich bin jetzt 53 Jahre alt, meine Generation kommt fast in die Zeit, in der wir unsere eigenen Gebäude betrachten, die wir vor 20 Jahren gebaut haben. Sie werden deutlich mehr als weitere 30 Jahre halten. Eine so kurze Lebensdauer würde zu Recht kein Bauherr akzeptieren.

Aber es gibt doch auch solche Bauherrenschaft, die ausschließlich renditeorientiert ist?

Ich denke, hier sollte man zwischen einzelnen Bauaufgaben differenzieren. Das, was Sie sagen, trifft auf manche Gebäude zu, die nicht in einem öffentlichen Verfahren ausgewählt wurden. Für fast jedes öffentliche Gebäude gilt, dass es in seiner Konstruktion und Organisation durch viele Instanzen gehen muss, bevor es errichtet wird. Wenn ein privater Investor Wohnungen erstellt, ist er aus diesem Kriterienkatalog heraus, weil er so baut, wie er es finanzieren kann, beziehungsweise bereit ist, zu finanzieren. Im Wohnungsbau steht die Frage der Finanzierung stark im Fokus und dies kann – muss aber nicht – zu Qualitätsverlusten führen.

Wie weit ist es mit Ihrer Kompromissbereitschaft gediehen? Ist es vorgekommen, dass Sie zum Beispiel Aufträge abgelehnt haben, weil Sie nicht die Luft gehabt hätten, Ihre Qualitätsvorstellungen umzusetzen?

Vielleicht sollte ich am Anfang, bevor ich die Frage gerne beantworte, klarstellen, dass dieses Büro kister scheithauer gross von meinem Mann Johannes Kister und mir betrieben wird. Herr Scheithauer ist unser Seniorpartner. Wir sind zwar ein gemeinsames Büro, aber wir arbeiten nicht an gemeinsamen Projekten. Wir entscheiden beispielsweise am Anfang, wer den Wettbewerbsbeitrag einreicht. Ist es entschieden, dann realisiert derjenige, sei es mein Mann, sei es ich, das Projekt über alle Phasen bis zur Fertigstellung. Im Prinzip ist es so, als ob wir zwei Autoren im Büro wären, die sich allerdings gegenseitig intensiv beraten. Das ist anders als in anderen Büros, wo die Partner viel enger zusammenarbeiten oder innerhalb der Leistungsphasen die Autorenschaft wechseln. Alles das, was ich jetzt als Antwort gebe, betrifft meine Bauten, die ich hier in den letzten 20 Jahren realisiert habe, nicht unbedingt die meines Mannes.

Nun zu Ihrer Frage: Nein, ich habe noch nie einen Auftrag abgelehnt, weil ich nicht die Luft gehabt hätte, meine Qualitätsvorstellungen umzusetzen. Der einzige Grund, den ich mir vorstellen kann, könnte sein, dass es ein zu kleiner Auftrag ist, dem ich mich aus wirtschaftlichen Gründen nicht in dem Maße widmen kann, den jeder Auftrag verdient. In diesem Falle geben wir den Auftrag manchmal an ehemalige Mitarbeiter ab, oder an ein kleines Büro, das wir dem Bauherrn empfehlen können.

Wie genau funktioniert diese von Ihnen beschriebene Partnerschaft, wie werden Sie von außen wahrgenommen?

Wir entscheiden einfach am Anfang, wer das Projekt übernehmen wird. Es gibt natürlich bestimmte Vorlieben. Ich bearbeite zum Beispiel sehr gerne Sakralbauten. Aber auch mein Mann hat Sakralbauten realisiert. Handelt es sich um Kirchen, so mag die Konfession auch eine Rolle spielen. Ich vermute, dass mir als Katholikin katholische Räume vertrauter sind und dass dies umgekehrt für meinen Mann als Protestanten auch gilt. Aber vielleicht ist dies auch gerade ein Nachteil? Jedenfalls sind wir in der Zuteilung der Bauaufgaben nicht festgelegt. Unsere Bauherren nehmen dies übrigens gar nicht wahr, da diese Aufteilung schon sehr früh, in der Konzeptionsfindung stattfindet. Die Erfahrung zeigt aber auch, dass viele Bauherren unsere Art der Partnerschaft im Büro als zusätzliche Sicherheit empfinden. Und sie finden es gut, dass der Partner und dessen Team die Vorgänge aus dem jeweils anderen Projekt aus einer gewissen Distanz beratend begleiten.

Sie lehren in Wuppertal „Entwerfen und Gebäudekunde“. Wie viel Zeit investieren Sie dafür?

Drei Tage bin ich in der Regel vor Ort. Wenn ich aber an die Zeit denke, in der ich am Wochenende und abends Vorlesungen und andere Lehrveranstaltungen vorbereite, sind es manchmal mindestens vier Tage bei einer 7-Tagewoche. Ich arbeite jeden Tag, aber es macht mir nichts aus.



Sie sind ein Büro, was auch im nationalen und internationalen Wettbewerb steht. Wie behaupten Sie sich heute und morgen, um auch in der Zukunft erfolgreich zu sein?

Ich glaube nicht, dass es da eine durchgehende Strategie gibt, dafür sind die Aufgaben auch zu verschieden. Wenn ich mich an einem Laborwettbewerb beteilige, ist das eine ganz andere Strategie als bei einer Synagoge oder einer Kirche. Bei den Sakralbauten ist das besonders wichtig, was ohnehin für jede Bauaufgabe gilt: den Ort zu kennen. Ich finde es unabdingbar, dass man den Genius Loci, also den Geist des Ortes, wirklich berücksichtigt und dazu muss man vor Ort gewesen sein. Man muss sich auf die Stimmung eines Ortes im Hinblick auf die Bauaufgabe eingelassen haben. Als man den Begriff Genius Loci geprägt hat, hat man eines noch gar nicht so im Auge gehabt. Denn es geht auch um die zeitliche Einbindung. Zeit im Sinne der gesellschaftlichen und politischen Situation, in der die Bauaufgabe steht, nicht die geographische Situation. Die Stimmung eines Ortes aufzunehmen und sie im positiven Sinne durch ein Bauwerk verändern oder fortsetzen zu wollen, ist ein wesentlicher Teil des Erfolges. Hinzu kommen natürlich noch andere Dinge, welche eine Rolle spielen: Funktionalität und Wirtschaftlichkeit, um nur zwei davon zu nennen. Hauptaugenmerk für den Entwurf liegt aber immer auf der Erlebbarkeit, auf das Erleben mit allen Sinnen, auf das Erfahren eines Ortes, der sich mit dem neuen Bauwerk verändern wird. Wir machen dies im Vorfeld, indem wir uns intensiv mit dem Genius Loci auseinandersetzen. Und unsere Bauherren erleben dies dann idealerweise im gebauten Gebäude.

Sie inhalieren also die Dinge vor Ort.

Das ist schön gesagt.

Aber das ist oftmals der Vorwurf an einige Ihrer Kollegen, den Ort eben nicht zu inhalieren, sondern sich über außergewöhnliche Formensprachen selbst inszenieren wollen.

Ich finde das nicht verwerflich. Vielleicht ist es eine gute Selbstinszenierung, von der auch der Ort profitiert. Das ist jedermanns eigene Sache und jedes Büro hat eine individuelle Strategie. Immerhin bedarf es auch eines Auftraggebers und auch darüber hinaus der Entscheidung eines Preisgerichtes, das in der Regel aus mindestens 10 bis 15 Personen besteht.

Heute wird oftmals unter einem gelungenen Architekturobjekt verstanden, dass es kontrastiert die gegenüberliegende Umgebung reflektiert.

Ich denke, es ist notwendig, dass man als Architekt auf den Ort und die Aufgabe reagieren muss. Das Bauwerk kann dabei durchaus einen neuen Akzent, vielleicht sogar fremden Akzent setzen. Mit einer gekonnten Beiläufigkeit den Ort zu kommentieren, in Kombination mit baukünstlerischer Qualität und technischer Perfektion, das ist in meinen Augen ein hohes Ziel für eine Bauaufgabe.

Was ist Ihr persönliches Lieblingsobjekt von Ihren Projekten und was ist Ihr persönliches Lieblingsobjekt anderer Kollegen, mit dem Sie sich besonders identifizieren können?

Bei meinen eigenen Gebäuden sind es die Doppelkirche in Freiburg und die Synagoge in Ulm. Die Doppelkirche haben wir 2004 fertig gestellt, die Synagoge wurde im Dezember letzten Jahres eingeweiht.

Bei den Objekten meiner Kollegen fällt mir spontan die Ausstellungshalle „Topographie des Terrors“ in Berlin ein. In fast vollständiger Abwesenheit von architektonischen Motiven und mit großem Pragmatismus löst dieses Gebäude seine Aufgabe, nur Hülle zu sein für eine Ausstellung über eine geschichtlich überaus bedeutsame Zeit unseres Landes. Dieses Gebäude hat kein Problem mit seiner Nachbarschaft, mit dem prächtigen Martin-Gropius-Bau. Es spielt sich nicht auf, es scheint von seinen Inhalten mehr als von seiner Hülle zu wissen. Die Nachbarschaft dieser beiden Bauten, die jeweils perfekt ihre Aufgabe an ihrem Ort erfüllen, finde ich faszinierend.

Welche Züge charakterisieren Ihrer Meinung nach die Architektur von übermorgen? Was dürfen wir erwarten?

Ich glaube, dass im Moment die technischen Aspekte der Nachhaltigkeit zu Recht sehr im Vordergrund stehen und dass die kulturelle Bedeutung eines öffentlichen Bauwerks darunter leidet. Ich hoffe, dass dieses Manko kompensiert wird, dass in 200 Jahren die Frage nach der kulturellen Aussage eines Gebäudes als genauso wichtig betrachtet wird, wie die technische Nachhaltigkeit heute gesehen wird. Nachhaltigkeit ist ein gängiger Begriff in der Gesellschaft geworden. Jedoch ist selten von einer ästhetischen Nachhaltigkeit die Rede. Häufig geht sogar die Beachtung von technischer und ökonomischer Nachhaltigkeit auf Kosten einer ästhetischen Nachhaltigkeit. Man hat den Eindruck, dass erst im Denkmalschutz dem Gedanken einer ästhetischen Nachhaltigkeit die angemessene Bedeutung zukommt.

Im Zentrum des Baugeschehens stehen tatsächlich derzeit Ressourceneinsparungen und Energiekennzahlen. Wird die Diskussion um die Schönheit in der Architektur vernachlässigt?

Es scheint uns peinlich zu sein, den Begriff Schönheit in die Architektur einzuführen. Die Erfüllung wissenschaftlich nachweisbarer, technischer Parameter führt jedoch noch längst nicht zu guter Architektur. Die Architektur muss darüber hinaus immer auch Träger eines Geheimnisses sein.

Hat sich Ihre persönliche Auffassung von Architektur im Laufe der Jahre verändert?

Ja, in zweierlei Hinsicht. Beide betreffen die Art, wie ich als Architektin plane. Ich werde immer wieder überrascht von der räumlichen Wirkung meiner Bauwerke. Obwohl ich alles glaube, geplant zu haben, gibt es Überraschungen, wenn das Bauwerk vor mir steht. Diese Überraschungen liegen sowohl in der Wirkung auf den Stadtraum als auch im Innenraum. Dort hängen sie meistens mit der Lichtwirkung zusammen. Man kann die Wirkung eines Bauwerkes nie komplett voraussehen. Je mehr ich baue, desto deutlicher sehe ich das.

Das andere, was ich gelernt habe, ist, wie wichtig der Bauherr im Planungsprozess ist. Dies habe ich zu Beginn meiner Tätigkeit unterschätzt. Am Anfang hatte ich die Vorstellung, ich habe meinen Entwurf und wenn jemand ihn verändern will, dann ist das auf jeden Fall ein Verlust. Mittlerweile glaube ich, dass der Bauherr, der in der Regel aus einer Gruppe besteht, eine hervorragende Kontrollinstanz für die Qualität eines Entwurfes sein kann. Er entdeckt die Schwächen und Inkonsequenzen des Entwurfes und spricht sie an. Deshalb ist der Bauherr unendlich wichtig.

Ich würde ungern ein Haus für mich selber bauen, weil ich weiß, dass ich den kritischen Blick des am Entwurf Unbeteiligten brauche.

Gerade im öffentlichen Bereich überrascht uns die Bedeutung des Bauherrn für Sie.

Das ist natürlich ein Lernprozess. Der Bauherr lernt auch, in dem er sein eigenes Gebäude erstellt. Da ist ein ständiger Austausch von Argumenten. Natürlich geht es viel um Kosten und um Zeit. Aber ich habe immer die Erfahrung gemacht, dass der Bauherr mir hinterher sagte: „Ich weiß jetzt mehr über Architektur“.

Jeder arbeitet heute im Netzwerk und interdisziplinär. Bei Ihnen wird deutlich, dass Sie die Vorteile klar erkannt haben.

Bei der Doppelkirche in Freiburg war es beispielsweise so, dass der Pfarrer, der mein Bauherr war, Sichtbetonseminare besuchte, weil er sich einfach darüber informieren wollte. Der Rabbiner der Synagoge in Ulm hat mich viel wissen lassen, was in einem jüdischen Gottesdienst wichtig ist, was ich vorher nicht wusste. Ich habe ihm wiederum gesagt, was aus Sicht der Architektur zu beachten ist. So haben wir voneinander gelernt und zusammen das Bauwerk erstellen können.

Sie lehren in Wuppertal. Wie bereiten Sie Ihre Studenten auf die Praxis von morgen vor?

Was ich vorhin erwähnt habe, diese erweiterte Auffassung des Begriffes Genius Loci, das ist mir besonders wichtig. Ich erwarte selbstverständlich, dass die Studierenden sich nicht nur im Google Earth das Grundstück ansehen, sondern dass sie sich vor Ort ein Bild machen und die Gegebenheiten vor Ort in sich aufnehmen.

Wenn sie einmal vor Ort sind, ist ihnen sofort klar, wie wichtig das Erleben des Ortes ist.

Ich erlebe die Studierenden als begeisterungsfähig und habe nicht den Eindruck, dass ich dort jemanden für die Architektur interessieren muss. Die Begeisterung bringen sie mit.

Sie sind also stolz auf die nachfolgende Generation?

Sie soll eines Tages auf sich selber stolz sein. Es herrscht eine sehr gute und auch experimentierfreudige Stimmung unter den Studierenden.

Werden die Studenten Ihrer Meinung nach ausreichend auf den Markt vorbereitet, auf dem sie sich später behaupten müssen?

Ich glaube, wenn jemand wirklich von seiner Idee überzeugt ist, spürt man das an der Art, seinen Entwurf vorzutragen. Auch wenn seine Rede technisch vielleicht nicht die beste Art ist und er zu langsam spricht oder zu lange braucht, um einen Gedanken zu formulieren. Aber man spürt, dass da eine Seele in dem Gedanken ist, den er äußern will. Das ist die wichtigste Voraussetzung, um ein Studium erfolgreich zu absolvieren. Ich glaube nicht, dass man die Studierenden früh schulen muss, um auf dem Markt zu bestehen. Das wird jeder früher oder später im Berufsleben erfahren – nicht als Studierender. In den Gremien an der Hochschule, in denen alle Professoren vertreten sind, müssen die Studenten auch überzeugen, auch das ist eine Leistung.

Wichtig ist meines Erachtens, dass wir die Studierenden sehr früh darauf vorbereiten, dass Architektur ein Beruf ist, der nicht nur aus schönen Seiten besteht, sondern in dem man auch viele Niederlagen erlebt. In einem Wettbewerb mit 20 Teilnehmern kann nur einer gewinnen. Die anderen 19 erleben eine Niederlage. Das wird Architekten immer wieder und wieder so passieren. Es ist eine Erfahrung, die man bereits während des Studiums macht. Es gibt nur wenige Arbeiten, die das höchste Niveau erreichen und die eigene muss nicht unbedingt dazu gehören. Man darf also die Studierenden nicht mit einer Illusion ins Berufsleben schicken.

Haben die deutschen Architekturstudenten das Ausmaß der Globalisierung überhaupt schon begriffen?

Wir können das nicht überblicken, weil wir nicht wissen, was kommt. Aber das ist auch gar nicht notwendig. Lassen wir es auf uns zukommen. Das Studium ist so breit gefächert, dass alle Möglichkeiten, sich nach dem Studium weiter zu orientieren, gegeben sind. Das ist das Faszinierende an dem Beruf Architektur. Es sind nicht nur die Entwerfer gefragt. Es sind verschiedenste andere Bereiche mit abzudecken. Da wird jeder seinen Platz finden. Kurzfristig ist wichtig: Sind die Studierenden ausreichend vorbereitet, um die nächsten Jahre zu schaffen? Und das würde ich mit JA beantworten, sie haben die Globalisierung begriffen, vielleicht besser als wir.

Wie empfinden Sie als gebürtige Kölnerin die Stadtentwicklung von Köln?

Kölns Stadtentwicklung hat natürlich viel mit dem Krieg zu tun. Die Innenstadt war ja zu etwa 90 Prozent zerstört. Diese Tatsache prägt das Bild von Köln bis heute. Von daher kann ich verstehen, dass jemand, der von außen kommt, Köln als hässlich empfindet. Der Begriff Schönheit passt hier nicht. Die Grundvoraussetzungen für eine „schöne“ Stadt, die Lagevorteile, sind allerdings gegeben.



KISTER SCHEITHAUER GROSS

Büroname

kister scheithauer gross architekten und
stadtplaner GmbH

Büroinhaber

Prof. Johannes Kister, Prof. Susanne Gross,
Reinhard Scheithauer

Gründungsjahr

1992 Kister Scheithauer & Partner von
Prof. Johannes Kister, Reinhard Scheithauer
Seit 1997 Kister Scheithauer Gross Architekten und
Stadtplaner GmbH von Prof. Johannes Kister,
Reinhard Scheithauer und Prof. Susanne Gross

Standorte der Büros

Köln, Leipzig

Mitarbeiter

ca. 50

Profil

kister scheithauer gross architekten und stadtplaner
stehen für den intensiven Dialog von Ort und Typologie.
Aus diesem übergeordneten Kontext entwickeln wir
aus abstrakten Visionen konkrete Bauskulpturen, deren
Zeichenhaftigkeit Ort und Typus prägt.

Unser Aufgabenspektrum umfasst die Planung und Realisierung von Hochbauten, das Entwickeln städtebaulicher Konzepte sowie das Erstellen von Gutachten. Als verantwortlicher Generalplaner wie auch als klassischer Architekt in allen Leistungsphasen ist unser Büro seit nahezu 20 Jahren erfolgreich im In- und Ausland tätig. Zurzeit arbeiten wir an unseren beiden Standorten in Köln und Leipzig mit einem Team von ca. 50 Mitarbeitern.

Die wichtigsten Gebäude

Die Doppelkirche in Freiburg,
das „Siebengebirge“ in Köln,
der Masterplan für das Gerling-Areal in Köln,
das Forschungsgebäude für Licht und Optische
Technologien, kurz LION, in Bremen,
das Translationszentrum für Regenerative Medizin,
die Stadtbibliothek in Leipzig und
die Synagoge in Ulm.

Synagoge am Weinhof, Ulm

DLR-RY, Bremen



Foto: Christian Richters



Foto: Christian Richters



Foto: Christian Richters



Foto: Christian Richters

*Synagoge am Weinhof, Ulm
Speichergebäude*

*Siebengebirge mit Silo, Köln
DLR-RY, Bremen*



Foto: Christian Richters

GROHE Deutschland Vertriebs GmbH
Zur Porta 9
D 32457 Porta Westfalica
Telefon +49 (0) 571 3989333
Telefax +49 (0) 571 3989999
www.grohe.de

GROHE Gesellschaft m.b.H
Wienerbergstraße 11/A7
A 1100 Wien
Telefon +43 (0) 1 68060
Telefax +43 (0) 1 6884535
www.grohe.at

GROHE Switzerland SA
Bauarena Volketswil
Industriestraße 18
CH 8604 Volketswil
Telefon +41 (0) 44 8777300
Telefax +41 (0) 44 8777320
www.grohe.ch

© 07/2013 – Copyright by GROHE

Pure Freude an Wasser

GROHE
